

## DER LANGE JAMMER

BRD/West-Berlin 1973. Produktion: Basis-Film Berlin OHG.  
Regie: Max D. Willutzki. Buch: Max D. Willutzki, Horst Lange,  
Aribert Weis. Kamera: Rolf Deppe, René Perraudia. Musik: Dieter  
Siebert. Ton: Stefan van Ballaer, Gerd Bluhm. Produktionsleitung:  
Daniel Oehlmann. Schnitt: Regina Heuser.  
Darsteller: Günter Kieslich, Heinz Giese, Heinz Meurer, Henry  
Georgy, Péter Schlesinger, Walter Clasen, Achim Barlin, Erhard  
Dhein und Bewohner aus dem Märkischen Viertel

16 mm Farbe 86 Minuten

Verleih: Freunde der Deutschen Kinemathek Berlin

### *Bürger gegen langen Jammer*

Gespräch mit dem Filmemacher Max Willutzki

Seit 1969 lebt und filmt der 35jährige Regisseur Max Willutzki in der betonierte Satellitenstadt Märkisches Viertel. 1973 in Oberhausen stellte er erstmal eine Auswahl seiner "Anti-Wochenschauen" oder "Kinogramme", wie er sie nennt, zur Diskussion. Sie wurden inzwischen zu gefragtem Anschauungsmaterial über Probleme des kapitalistischen Wohnungsbaus bei zahlreichen Bürgerinitiativen, Mieterkomitees, Hochschulgruppen u.a. in der ganzen BRD. Auch in seinem ersten Spielfilm ist Willutzki seinem Thema treu geblieben. DER LANGE JAMMER, ein "dokumentarischer Spielfilm" über eine Mieterinitiative, erhielt neben anderen Auszeichnungen soeben den Bundesfilmpreis in Silber als beste Dokumentation des Jahres 1973

Gesprächspartner: Manfred Hülsewede

M.H.: Wie bist du zu dem Titel gekommen, und was verstehst du unter einem "dokumentarischen Spielfilm"?

M.W.: Die Bezeichnung DER LANGE JAMMER habe ich dem ironischen Sprachgebrauch der hiesigen Viertel-Bewohner entlehnt: sie nennen das längste und monotonste Wohnhaus im Viertel den "langen Jammer", womit ja eine unzweideutige Wertung den Wohnverhältnissen gegenüber zum Ausdruck gebracht wird, den ich teile. Der Titel hat für mich noch eine zweite übertragene Bedeutung, nämlich in der Tatsache, daß seit Friedrich Engels' Abhandlung "Zur Wohnungsfrage", geschrieben 1872, also vor über 100 Jahren, sich nichts an der Misere der permanenten Mieterhöhungen geändert hat. Dies ist ein langer Jammer. Auch in dem architektonischen Lieblingskind des Westberliner SPD-Senats blieben die Mieter hiervon nicht verschont, obwohl über 60 Prozent der Bewohner der Arbeiterklasse angehören. 1972 wurden im Märkischen Viertel(MV) innerhalb von 6 Monaten gleich dreimal die Mieten drastisch erhöht. Die Folge war ein monatelanger Mieterkampf unter massenhafter Beteiligung von Sozialdemokraten, Jungsozialisten, Kommunisten und Unorganisierten. Zu deiner zweiten Frage: Ich bin mit der Filmarbeit in drei Schritten vorgegangen: zunächst habe ich die Aktionen der Bewohner unmittelbar und umfassend dokumentiert, danach folgte eine unerhört schnelle Schnittarbeit und eine Bearbeitung des Materials, damit es während der Kampagne vorgeführt werden und sowohl als Kontrolle wie auch als Motivation für weitere Schritte dienen konnte. Schließlich wurden jene Szenen, die nicht unmittelbar mitgefilmt werden konnten, z.B. ein Besuch der Mieterdelegation bei der Gesellschaft, mit den Betroffenen nachgestellt, und zwar genau so, wie sie ihre jeweiligen Konfliktsituationen real erlebt hatten.

M.H. Waren denn die Mieter so ohne weiteres dazu bereit? Mußten sie nicht durch ihr Auftreten in deinem Film Repressionen befürchten?

M.W.: Natürlich war das ein Problem. Z.B. passierte folgendes: Einmal verschaffte sich eine siebenköpfige Mieterdelegation Zutritt zur Gesellschaft. Da das Filmen verboten worden war, nahm ein **Mieter** das Gespräch mit einem Tonband auf, das er in seiner Aktentasche versteckt hielt. Die hierauf festgehaltenen Einschüchterungsversuche der Gesellschaft sollten in einer Spielszene nacherzählt werden. Ich besuchte ein Delegationsmitglied zu Hause, und gewann sie für die Darstellung dieser Szene. Am nächsten Tag erhielt ich jedoch einen Brief mit einer definitiven Absage: diese Frau war gerade geschieden worden, verfügte vorübergehend über keinen eigenen Unterhalt, war mit 3 Kindern auf die Familienfürsorge angewiesen. Diese ihre Abhängigkeit von der Sozialbürokratie ließ sie über Nacht Nachteile für sich und ihre drei Kinder befürchten. Sie beugte sich, wider Willen zwar, diesem Zwang und hielt sich von den Filmarbeiten fern. Du siehst, daß solche Beispiele auf einen bestimmten Grad mentaler Verelendung verweisen, die noch mehr entmündigt als materielles Elend, weil sie das Bewußtsein von der eigenen Lage und damit den eigenen Auswegen aus dieser Lage zu zerstören droht.

M.H.: *Daraus könnte man schließen, daß du einen eher resignativen Film gemacht hast.*

M.W.: Dazu würde ich mich garnicht eignen, denn ich bin, was die Arbeiterbewegung betrifft, ein Optimist. Beim LANGEN JAMMER **mußten wir** uns bemühen, ohne Augenwischerei eine Bestandsaufnahme der Bewußtseinshaltungen der arbeitenden Bevölkerung des MV vorzunehmen, ohne zu unterschlagen, daß sie manchmal unsere Wunschvorstellungen unterliefen.

M.H.: *Aber die Schilderung einer Entwicklung ermöglichen?*

M.W.: In einem bestimmten Sinne ja. Nur wollte ich keinen "Entwicklungsroman" verfilmen, ebensowenig die Bewußtwerdung einer Einzelfigur. Statt dessen habe ich mich an das gehalten, was ich in der Realität vorfand: das war die Interessenorganisation der Mieter, genannt Mieterschutzbund. Das Problem dieser Selbstorganisation war das vieler anderer: Lernvorgänge waren weitgehend abgeschlossen. Neues Wissen, z.B. ökonomische und politische Zusammenhänge im sozialen Wohnungsbau wurden durch Berufsbelastung der Mitglieder, durch Zeitdruck, Frustration, Lebenskonflikte, Einstellungsverhärtung und Bindung an Denkschablonen blockiert. Nach der dritten Mieterhöhung wurde der Mieterschutzbund plötzlich für viele der letzte Rettungsanker: die wöchentlichen Treffpunkte waren überfüllt, geballte Empörung entlud sich lautstark. Diese Situation war Ausgangspunkt für unseren Film

M.H.: *Nun kann man aber mit Empörungshaltungen noch keine Politik machen, das ist doch gerade das Dilemma so vieler Mieterversammlungen, daß die Leute den Dampf ablassen und wieder nach Hause gehen.*

M.W.: Es gab bereits einen bewußten Kern aktiver Mieter, mit dem wir gemeinsam herauszufinden versuchten, wo in den Empörungshaltungen der Mieter Elemente enthalten waren, die, obgleich immer wieder verdrängt, auf solidarisches Handeln drängten. Z.B. trifft dieser aktive Kern zu Beginn des Films zusammen und stellt sich die Frage, wie in kollektiver Arbeit Druck- und Handlungsangebote geschaffen werden können, mit deren Hilfe die "versteinerten Verhältnisse" aufgebrochen und vorgegebene Spielräume, die z.B. vom sozialdemokratischen Vorstand beschritten wurden, überschritten werden konnten. Man kam überein, im Mieterschutzbund den Aufbau von Mieteräten als demokratische Form der Mitbestimmung zu fordern. Der Film beschreibt im folgenden, wie aus den anfänglichen, isolierten Empörungshaltungen vieler Mieter konkrete und koordinierte Handlungsschritte entwickelt wurden.

M.H.: *Sichwort "Mieteräte". Hier zeigt der Film wirklich Mut zum eigenen Entwurf. Wie hat die Masse der Mieter darauf reagiert, wo*

doch bekannt ist, daß unsere Gesetze noch weit davon entfernt sind, solche demokratischen Interessensorganisationen zuzulassen?

M.W.: Den Mut dazu hatten die Mieter. Der Film greift diese Forderung auf, um gegen die Erfahrungen der Realität, in der emanzipativen Haltungen oft machtvoll abgeblockt werden, Erfahrungen zu schaffen mit Möglichkeiten, durch die die Realität erweitert wird. An einer Stelle im Film sagt ein Mieter: "Ob Mieterräte beschlossen werden oder nicht, entscheidet allein der Senat, ihr habt darauf keinen Einfluß". Dieser Auffassung, durchaus nicht vereinzelt, galt es durch gezielte Lernschritte und durch Überzeugungsarbeit zu begegnen, sollte die Sache der Mieter Erfolg haben. Es war nicht leicht, den Mietern zu vermitteln, daß der Autonomiebereich des einzelnen Individuums gegenüber Normalvorstellungen und Anpassungszwängen der bürgerlichen Gesellschaft erweitert werden mußte, daß so etwas wie die Einübung in den Ungehorsam geschehen mußte. Was die Mieterräte betrifft, so war es besonders wichtig, daß das Konzept nicht von außen an die Mieter herangetragen wurde, nicht als inhaltsarmer Begriff in den Raum gestellt wurde, so daß er, wie ein Fremdkörper, als Belastung gewirkt hätte, sondern daß er von zunächst einigen Mietern entwickelt, von anderen aufgegriffen, diskutiert, erweitert und modifiziert wurde und deshalb als Befreiung wirkte, wenigstens, so lange die Wohnungsgesellschaft nicht intervenierte.

M.H.: Diese Arbeit war wahrscheinlich nicht ohne die Mitarbeit von Intellektuellen zu bewerkstelligen. Nur dort, wo mal Intellektuellen auftauchen, kommen sie auffällig schlecht weg. Warum?

M.W.: Schlecht weg kommen nicht die Intellektuellen schlechthin, sondern eine linkssektiererische Gruppe von Studenten. Sie wollen den Mietern einen Mietstreik aufdrängen, ohne zu sehen, daß dafür ein sowohl vom Bewußtsein wie auch von der numerischen Anzahl her schon gefestigtes Kollektiv noch nicht entstanden war. Ich gebe zu, daß die Auseinandersetzung mit dieser studentischen Gruppe differenzierter hätte ausfallen können, weil der falsche Eindruck entstehen könnte, die Arbeiter könnten ihre Probleme überall ganz auf sich gestellt lösen. Aber festzuhalten bleibt: Diese Studenten wollen eine Alles-oder-Nichts-Politik und ignorieren die dadurch gefährdete Existenz unzähliger Arbeiterfamilien. Wir dagegen hatten die Feststellung des Kollektivs als Voraussetzung für einen Mietstreik im Auge. Zu den Lernschritten innerhalb der Mieterorganisation gehörte es, die Korrektur von Urteilen und Haltungen zu initiieren, so daß nach einer Phase erster kollektiver Zusammenarbeit erlebt werden konnte, daß Unterprivilegiertheit nicht Schuld eines einzelnen, sondern Zustand der gesamten Mieterschaft war und ist, dem es gemeinschaftlich zu begegnen gilt. Hiervon zeugen die massenhaft getragenen Protestaktionen, die der Film dokumentiert. Zwar reichte der Druck von unten noch nicht aus, um dem langen Jammer der Mietmisere ein für alle Mal ein Ende zu bereiten, aber notwendige Schritte dahin wurden gegangen: an die Stelle des Gefühls der Vereinzelung Tausender Mieter trat nicht nur die Erkenntnis von Gemeinsamkeiten, sondern auch das Erlebnis von Gemeinsamkeiten.

M.H.: Was hat der Film gekostet und wie hast du ihn finanziert?

M.W. Wir hatten bei allerknappster Kalkulation 45 000 Mark errechnet, die am Ende auf 65 000 Mark anstiegen. Ich hatte noch eine Restrate von 20 000 Mark vom Kuratorium Junger Deutscher Film, für 15 000 nahm ich einen Bankkredit auf. Das reichte aber nicht aus. Wir erklärten unsere Finanzlage den zur Mitarbeit bereiten Mietern und schlugen vor, ihre Mitwirkung auf der finanziellen Basis von Zertifikaten (Schuldscheinen) zu regeln, die nach Verkauf des Films ausbezahlt würden. Trotz des Risikos waren alle einverstanden. Insgesamt brachten die ca. 180 am Film beteiligten Mieter ein "Gagen"-Kapital von 20 000 Mark mit ein, ohne das der Film nicht hätte gedreht werden können. Ich verdanke daher die Produktion dem Vertrauen und der Bereitschaft der Mieter, und ich bin darauf, offen gesagt, stolz.